

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 101.

Berlin, Dienstag den 24. August

1847.

Texas.

Expedition der deutschen Kolonisten nach der San-Saba in Texas, im Januar 1847. *)

Bekanntlich ist die San-Saba das Fabel-Land von Texas. Die Spanier hatten hier um 1710 eine Niederlassung gegründet, welche durch ein Fort geschützt wurde, das im Jahre 1780 durch Comanches, die sich zu diesem Zweck in größerer Masse vereinigt und sich immer als Herren des Landes betrachtet hatten, ausgehungert und größtentheils zerstört wurde. Der Schreck, den die Vernichtung dieses Forts über ganz Texas und Mexiko verbreitete, ließ eine geraume Reihe von Jahren diese Thäler und Berge von Weißen unbetreten, und die von da an immer mehr zunehmende Kühnheit seiner Bewohner, die in blutigen Raubzügen die Geißel von Texas und Mexiko wurden, brachte nur einzelne militärisch organisierte Truppen als Rächer hierher. So kam es, daß die San-Saba mit einem dichterischen Nimbus umgeben wurde und Jedermann die reichen Gold- und Silberschätze ihrer Berge und die Fruchtbarkeit und paradiesische Schönheit ihrer Thäler pries, ohne sie jemals gesehen zu haben. Dieser Landstrich zwischen dem Colorado, dem Llano und der San-Saba war ursprünglich vom texanischen Gouvernement als Grant (Land-Koncession) dem Konsul Fisher verliehen und von diesem durch Kauf auf den Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas übergegangen. Für die Besignahme dieses Landes war dem General-Commissair des Vereins in Texas, Freiherrn von Meusebach, vom Gouvernement militärische Hülfen zugesagt. Dieses Versprechen konnte jedoch wegen Ausbruches des mexikanischen Krieges nicht gehalten werden; ja der Gouverneur von Texas rieth in einem Schreiben vom vorigen Herbst dringend von dem weiteren Vorschreiten der deutschen Ansiedler ab, weil eine feindliche Begegnung mit den von den Mexikanern zu neuen Einfällen angestachelten Comanche-Indianern unvermeidlich sey. Es handelte sich aber für den Verein um die Einhaltung eines vertragsmäßigen Termins für Besignahme und Vermessung des Landes, welcher im Herbst dieses Jahres ablief. Herr von Meusebach beschloß daher dennoch, den eigenen Kräften der Kolonie vertrauend, unverzüglich vorzurücken. Einer seiner Unterbeamten in Friedrichsburg hatte bereits im Dezember v. J. voreilig mit 20 Begleitern einen Zug bis zum Llano unternommen, war aber dann, ohne die Ueberschreitung dieses Flusses zu wagen, zurückgewichen und hatte die fabelhaftesten Gerüchte von 40—60,000 zwischen Llano und San-Saba lagernden Comanches zurückgebracht, wodurch die ganze Linie der Ansiedlungen in Furcht und Schrecken versetzt worden war. Nach Ansicht des Herrn von Meusebach, welcher von der Uebertriebenheit jener Gerüchte fest überzeugt war, erforderte es nun die Politik des Vereins, augenblicklich zu zeigen, daß es durchaus keine Gefahr habe, wirklich bis in die Mitte des Grants mit einer kleinen Schaar vorzudringen. Er fand daher ein doppeltes Motiv zur Beschleunigung der Expedition, an der Theil zu nehmen wir das Glück hatten.

Am 22. Januar 1847 waren die nöthigen Vorkehrungen beendet, und unser Zug, bestehend aus einer zu diesem Zwecke errichteten Reiter-Compagnie, mehreren Freiwilligen, fünf Mexikanern und den amerikanischen Vermessern, vierzig und einige Mann stark, wohl bewaffnet und beritten, setzte sich von Friedrichsburg aus in Bewegung. Einer der Mexikaner, Lorenzo de Rojas mit Namen, der von den Comanches als Kind geraubt, später aber wieder ausgelöst worden, und der mit den Sitten und der Sprache dieser Indianer vollkommen vertraut war, sollte uns als Trailer und Dolmetscher dienen.

Herr von Meusebach, den noch einige dringende Geschäfte zurückhielten, versprach, uns bald nachzufolgen, was auch im 2ten Camp von Friedrichsburg aus geschah. Dieses Lager war für uns eines der unglücklichsten der ganzen Reise, indem wir hier, auf der Büffeljagd begriffen, einen der tüchtigsten Gefährten durch das Zerspringen seiner Büchse verloren, der schwer verwundet zurückkehren mußte. Außerdem entstand beim Feueranmachen durch

*) Wir theilen diesen Bericht aus den Papieren zweier so eben nach Deutschland zurückgekehrten Offiziere, welche an der Expedition Theil nahmen, als einen interessanten Beitrag zur Geschichte der jungen deutschen Niederlassungen in Texas mit. Ein besonderes Interesse erregt der Umstand, daß hier gewis zum erstenmal der deutsche Volkstamm als ein selbständiger und für sich berechtigter bei einem Friedens-Abchluss mit den Indianerstämmen anerkannt worden ist. Auch im Innern ist dieser Kolonie eine gleiche Selbständigkeit des deutschen Elementes durch Kongress-Beschluß vom vorigen Jahre gesichert, wonach die deutsche Sprache für den Bereich jener Niederlassungen zur Magistrats- und Gerichtssprache erhoben und die Uebersetzung der texanischen Gesetze in die deutsche Sprache angeordnet worden ist.

Unvorsichtigkeit ein Prairiefeldbrand, gegen den wir 36 Stunden lang erfolglos ankämpften und der unseren Pferden auf viele Meilen weit das Futter raubte und unseren Proviant und unsere Bagage in große Gefahr brachte.

Am anderen Tage hatten wir einen steilen Berggründen zu übersteigen, der den Transport der drei mitgenommenen Wagen nicht wenig erschwerte; doch kamen wir am 26ten Abends in das schöne Thal des oberen Pibernales, wo wir die Beschwerden der bestandenen Reise bald vergaßen. Von hier bis zum Llano durchzogen wir eine reizende Gegend, die uns zugleich eine große Menge alles möglichen Wildes bot. Mit dem Llano, einem der bedeutendsten Flüsse des Westens von Texas, erreichten wir die Gränze des Comanche-Landes und bei weitem die schönste Gegend, die wir bisher gesehen hatten. Das kristallklare Wasser des Llano durchströmt ein fruchtbares Thal, von malerischen Bergen eingeschlossen, nimmt jedoch nur theilweis die ganze Breite des Flußbettes ein, da der Llano die Eigenthümlichkeit der texanischen Flüsse theilt, welche häufig im oberen Lauf stärker als im mittleren sind. Steile Felswände verengen oft das Bett des Llano und bilden Katarakten und große und kleine Bassins von bedeutender Tiefe, die, im Verein mit dem von riesigen Baumstämmen und üppigen Schlingpflanzen bedeckten Flußbett, eine der reizendsten Scenerieen bilden. In diesem Flußbett fanden wir schon grünes Gras, und da unseren Pferden eine kleine Erholung nöthig war, so beschloßen wir, einige Tage zu rasten, welche Ruhe die Surveyors zur Vermessung des schönen Thales benutzten.

Am 31ten hatten wir die Freude, auf der Jagd auf einen Shawnee-Indianer zu stoßen, der in das Lager geführt und hier regaliert wurde. In gebrochenem Englisch erzählte er uns, daß er mit 6—8 Leuten seines Stammes sich hier der Jagd halber aufhalte. Herr von Meusebach ergriff diese Gelegenheit, drei dieser Leute für unsere Expedition zu engagiren, um uns als Jäger zu dienen, da für Weiße in jenen Gegenden die Jagd ziemlich erfolglos ist und nur in großer Anzahl unternommen werden kann. Diese Shawnees gehören zu den halbcivilisirten, in Arkansas in großen Ortschaften angesiedelten und Ackerbau treibenden Indianern. Wegen der Jagd machen sie dann Züge in entfernte Gegenden.

Mit dem Ueberschreiten des Llano waren wir, wie gesagt, in das Gebiet der Comanches eingerückt. Obwohl wir wußten, daß diese hier in zahlreichen Stämmen leben, sahen wir in den ersten Tagen nach dem Uebergange keinen Indianer. Daß wir beobachtet waren, unterlag keinem Zweifel, denn unsere Shawnees versicherten uns, wir würden fortwährend von Comanches begleitet, die sie zwar nicht gesehen, aber gespürt hätten. Es war nun also eine verdoppelte Aufmerksamkeit nöthig, und wir mußten in beständiger Bereitschaft zum Gefecht vorrücken. Dies war aber in der That keine Kleinigkeit; man stelle sich nur einen Weg vor, den noch kein Mensch vielleicht betreten, der uns bald über Berge, mit Kalksteingeröll bedeckt, bald über tief eingeschnittene Schluchten und bald durch dicht verwachsene Wälder führte. Oft mußten wir uns erst mit der Art für unsere Wagen den Weg bahnen, oft für sie längs steilen Abhängen mit der Schaufel einen Einschnitt machen. So kam es, daß wir, trotz der kleinen Tagemärsche, immer sehr ermüdet das Camp erreichten, das mit vieler Ueberlegung gewählt werden mußte. Denn erstens bedurften wir Holz und Wasser und Futter für die Pferde; sodann mußte der Lagerplatz verteidigungsfähig und möglichst abgeschlossen und gegen die hier immer häufiger werdenden Northers geschützt seyn. War nach diesen Bedingungen der Platz gewählt, so wurde er halbkreisförmig durch sechs bis acht Feuer und Zelte eingefaßt. Wir waren nämlich der größeren Ordnung halber in so viele Massen eingetheilt, deren jede für sich verproviantirt war und für sich logte. Die offene Seite des Lagers wurde durch zweckmäßiges Auffahren der Wagen geschlossen. In diesem Kreise wurden des Nachts die Pferde so nahe an einander gebunden, als dies in Berücksichtigung des Futterplatzes geschehen konnte. Von zwei zu zwei Stunden hatten immer vier von uns die Wache. Leider waren aber schon beim Beginn der Reise alle mitgenommenen Uhren unbrauchbar geworden, so daß die Ablösung nach Gutdünken geschah, und so wurde es in der Regel um zwei Stunden zu spät Tag, d. h. die letzte Wache mußte vier statt zwei Stunden stehen. So angreifend nach tagelangem Reiten die Wachen auch oft waren, so war es doch interessant, unsere Gesellschaft zu beobachten, wie sich dies Gemisch von allen Nationen in den verschiedensten Kostümen beim Schein der kolossalen Feuer gegen den dunklen Hintergrund abhob. In der Mitte hatten wir mit Baron Meusebach unser Feuer, der durch heitere Laune und Scherz nach der Abendmahlzeit uns oft noch bis spät in die Nacht an sich festsetzte. In unserer Nachbarschaft lagen in der Regel die Mexikaner, die, wie alle

ihre Landsleute, dem Hazardspiel (Monte) sehr ergeben waren. Mit ihrem lebhaften Wesen kontrastirte die indianische Ruhe unserer Shawnies, die wortfarg um das Feuer gelagert waren und aus ihrem Tomahak Schmauch schmauchten. Dies ist das getrocknete Blatt eines in Texas sehr häufigen Strauchs. Nur um Mitternacht ließen sie bisweilen ihre melancholischen Gesänge ertönen. Eine vierte Masse bildeten die Amerikaner, denen sich unsere Vereins-Soldaten angeschlossen. Es war dies eine bunte Zusammenstellung von Menschen aus allen Ständen und Ländern.

Die erste Tagereise jenseits des Llano führte uns über eine starke Granit-Abert, die wohl edle Metalle enthalten mag; auch fanden wir wirklich, daß der Creek, an dem wir Abends unser Lager aufschlugen, Goldsand führe. Nächsten Tages passirten wir eine reiche Quarz-Region, wo wir faustdicke Bergkristalle fanden.

Als wir am 5. Februar eben unseren Camp abbrechen wollten, sahen wir eine weiße Fahne auf uns zu kommen. Es waren dies sieben oder acht Comanches, denen wir unseren Señor Lorenzo entgegen sandten. Der Anführer dieser Indianer, der sich Ke-de-mus-fi nannte, erkundigte sich sehr feierlich nach unserem Capitano. Als ihm Herr von Meusebach entgegenritt, erklärten sie sich für eine Deputation ihres Stammes. Sie hätten uns beobachtet, seit wir den Llano überschritten, und geglaubt, wir seyen in der Absicht gekommen, um mit ihnen zu fechten. Deshalb habe ihr Stamm alle Weiber und Kinder weiter ins Land gesandt, und wir seyen von ihren Kriegern bisher begleitet worden. Die weiter zurück liegenden Stämme seyen schon von unserer Ankunft benachrichtigt. Sie verlangten nun zu wissen, ob wir in friedlicher Absicht ihr Land betreten, oder ob wir gekommen seyen, mit ihnen zu fechten, was ihnen ganz recht sey. — Hierauf wurde ihnen erwidert: Nur friedliche und sogar freundschaftliche Gesinnungen hätten uns hierher geführt. Wir seyen das Volk, das weit von der anderen Seite des Meeres herkomme und auch zu den Amerikanern gehöre. Wir hätten zwei Städte, wo wir ihnen die Gastfreundschaft, welche wir jetzt von ihnen erwarteten, später zu erwidern gedächten. Jetzt seyen wir hier, sie als Nachbarn zu besuchen und die Sitten und Merkwürdigkeiten ihres Landes kennen zu lernen. Um ihnen einen Beweis unserer Freundschaft zu geben, hätten wir Geschenke für ihre Häuptlinge mit. Von ihrer Seite verlangten wir aber, daß sie uns eben so aufrichtig entgegenkämen, keinen Berrath an uns übten und unsere Pferde ungestohlen ließen. Sie sahen wohl, wir wären gut bewaffnet und würden uns im Nothfall zu rächen wissen. — Ke-de-mus-fi erwiderte, er finde viel Geschmac an uns; wir schienen ihm nicht so zurückhaltend, wie die Amerikaner, und er halte Herrn von Meusebach für einen so großen Häuptling wie die Sonne. Er lade uns ein, in das Dorf ihres Stammes zu kommen, das einige Tagereisen entfernt sey. Auch werde er sogleich alle Häuptlinge der Comanches von unseren Absichten benachrichtigen und sie zu einer großen Versammlung zusammenberufen, um dann mit uns einen feierlichen Frieden zu schließen.

Nachdem diese Unterhandlungen, die mit großer Feierlichkeit und Würde gepflogen waren, geendet, stiegen unsere Gäste vom Pferde und zeigten einen wackeren Appetit. Später begleiteten sie uns in das nächste Campo, worauf sie mit dem Versprechen Abschied nahmen, uns morgen entgegen zu kommen und uns in ihr Dorf zu führen. Dies geschah auch in einer weit größeren Zahl, als uns für unsere Vorräthe lieb war, denn ohne alle Umstände erklärten sie sich stets bei den Mahlzeiten als unsere Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Italiänische Nächte.

(Von Ernst Willkomm.)

(Schluß.)

In Pisa, wohin unser Reisender einen Ausflug machte, fesselte ihn vorzugsweise der berühmte Dom mit dem Baptisterium und dem Campo Santo. Den Eindruck dieser grandiosen, im reinsten mittelalterlich italiänischem Styl aufgeführten Gebäude schildert er als gewaltig und sehr erbebend. „Aeußeres und Inneres“, berichtet er, „sind gleich schön, gleich erhaben. Das Innere des Doms besteht aus fünf Schiffen, gebildet von vierundsechzig Säulen, die bis auf wenige für antik ausgegeben werden. Dieser ungeheure, gleichsam versteinerte Wald dunkler Säulen, deren Schäfte sich am Gewölbe wie in einer ungeheuren, niederschwebenden Wolke verlieren, stimmt unwillkürlich zur Andacht. Die vier Eingänge des Baptisteriums sind mit trefflichen Skulpturen verziert, die, obwohl aus dem 12ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammend, doch an Kunstwerth antiken Meisterwerken dieser Gattung wenig nachstehen. Im lichten Innern ruhen Peristil und oberes Stockwerk auf zwölf kolossal korinthischen Säulen von Granit, und auf diesem gewaltigen Unterbau wölbt sich die schöne, von Pilastern getragene Kiefenkuppel. Zur Seite des Doms und des Baptisteriums nach Norden öffnen sich die Arkaden des berühmten Campo Santo, dessen innerer unbedeckter Raum dieses Kirchhofs jetzt ziemlich wild aussieht, indem hier Rosen, Myrthen, Buchsbaum und eine Masse Unkraut lustig durch einander wachsen. Die vier rund um diesen offenen Raum laufenden Seitengänge sind bedeckt und die Bände durchgängig mit den gelungensten Freskogemälden aus dem 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert geschmückt und aufs zweckmäßigste durch die weiten Oeffnungen erleuchtet, die eine Reihe der schönsten Säulen bilden, welche nach dem inneren Raume die Bedachung schützen.“ Ueber den bekannten „schiefen Thurm“ von Pisa spricht

der Verfasser die Ansicht aus, daß die Behauptung, er sey mit Absicht schief gebaut, eine reine Erfindung sey, da er von deutschen Architekten darauf aufmerksam gemacht worden sey, daß die bequem aufsteigende Wendeltreppe im Innern des Thurmes bis zum dritten Stockwerk sich regelmäßig auf der schrägen Seite neigt und erst in den letzten drei oder vier Stockwerken diese Neigung sich vermindert, bis sie sich im letzten vollkommen ausgleicht und so das Gleichgewicht wieder herstellt. Er schließt hieraus mit allerdings großer Wahrscheinlichkeit, daß das Sinken des Grundes sich während des Bauens bei Zeiten bemerkbar gemacht haben müsse, so daß der Baumeister die Construction der oberen Stockwerke nach genauer Berechnung der Tragfähigkeit des langsam nachsinkenden Bodens eingerichtet habe, um dem Einsturz der über einander geschichteten Marmor-Quadern entgegenzuarbeiten.

Nach vierundzwanzigstündiger sehr stürmischer Meeresfahrt, die der Verfasser sehr ausführlich, aber in fesselnder Novellenform schildert, gelangte er nach Civita-Vecchia, welches von Rom nur durch die Campagna getrennt wird.

Wir sind hier in der That in Verlegenheit, eine Auswahl unter der Masse von Schilderungen und Beschreibungen zu treffen, mit denen uns der Verfasser über die „ewige Stadt“ und ihre Schätze beschenkt und die die ganze zweite Hälfte des ersten Theils und ein gut Stück des zweiten seiner „Italiänischen Nächte“ ausfüllen. Andererseits ist Rom schon so oft in allen seinen Einzelheiten beschrieben worden, daß, wenn wir hier nur Unbekanntes oder neue Bemerkungen über Bekanntes anführen wollten, wir von dem Bedeutenderen und Großartigen ganz absehen und uns nur auf Spezialitäten beschränken müßten, die so außer dem Zusammenhange mit dem Ganzen wenig Interesse finden würden. Indessen können wir es uns nicht versagen, wenigstens eine Bemerkung unseres Reisenden mitzutheilen, weil in ihr die ungeheure Kluft zwischen unserem nordischen und dem italiänischen Lebensverkehre am meisten in die Augen springt. Es ist dies das Theaterleben der Römer.

„So viel ich bisher beobachten konnte“, äußert sich der Verfasser darüber, „sucht der Italiäner überall in den Theatern nur Unterhaltung und betrachtet sie als Versammlungsorte, wo man sich ausspricht über Tagesneuigkeiten, wo man Geschäfte abschließt und Intriguen anspricht. Die Kunst ist nur dazu da, um all diesen heterogenen Dingen eine angenehme Hölle zu geben. Das Publikum hat gar nichts dawider, eine und dieselbe Oper zwanzigmal hinter einander zu sehen, selbst dann, wenn sie nicht sonderlich werthvoll ist. Auch hat der Italiäner, was Opernmusik anlangt, einen von dem untrigen schroff abweichenden Geschmac. Ihm ist eine gefällige, leicht faßliche Melodie Alles; für ein Duett, in dem ein guter Sopran und ein wackerer Tenor eine leidenschaftliche Jant- oder Wutschene mit südlisch auflobernder Festigkeit aufführen, giebt er Vieles in Kauf, was wir durchaus nicht vermissen würden; und was etwa die Fabel des Stücks und deren geschickte Bearbeitung betrifft, so ist es ihm vollkommen gleichgültig, ob die Oper von Anfang bis zu Ende Unfug enthält oder nicht. Ich habe Opern gehört, von deren Handlung ich mir, trotz des Textbuches, keine Rechenschaft geben konnte, ja die just da aufhörten, wo nach meinem Dafürhalten die Geschichte erst losgehen sollte. Daran stößt sich aber kein Italiäner. Er schwagt und unterhält sich ununterbrochen, ohne den Leuten auf der Bühne die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Er sieht häufig nicht einmal hin, sondern kehrt der Bühne den Rücken zu. Bernimmt er aber die ersten Takte einer Arie, die ihm zusagt, so geht ein lautes Zischen durch das Haus: Alles setzt sich und zeigt der Bühne ein ernstes Gesicht, tiefes Schweigen sinkt plötzlich auf die versammelte, eben noch laut plaudernde Menge. Kein Athemzug wird gehört, kein Lispeln stört diese auffallende Andacht. Mit dem Schluß der Arie bricht der tobendste Beifallssturm los; Pochen, Klatschen und Bravorufen will nicht endigen; die Sänger und Sängerinnen müssen drei-, vier-, fünfmal ihr Kompliment machen und, hat sich das Publikum endlich beruhigt, die beliebte Arie noch einmal singen. Dieselbe feierliche Ruhe und geisterraste Aufmerksamkeit herrscht auch jetzt wieder bis zur letzten Passage. Da läßt sich eine summende, die nämliche Melodie anklingende Stimme hören, und sogleich summt und brummt das ganze Haus den letzten Passus, Kopf und Hände bewegend, mit, und am Schlusse tobt sich das Entzücken eben so lebhaft aus, wie beim ersten Male. Dies ist italiänische Sitte, und dieser Sitte haben es viele Komponisten zu verdanken, daß sie Glück machen mit ihren schillerhaften, lose zusammengewürfelten Arbeiten. Diese Sitte und dieser Geschmac gehen durch ganz Italien und erreichen nur in Rom, noch mehr in Neapel, ihren Höhepunkt.“

Von Rom begab sich der Verfasser nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt daseibst auf den Weg nach Neapel. Aus seinen Beschreibungen von Scenen aus dem neapolitanischen Volksleben, die sich eben so sehr durch die Lebendigkeit und Frische der Auffassung als durch die immer auf das Charakteristische und Frappante der inneren Eigenthümlichkeit des Nationaltypus abzielende Kunst einer anschaulichen und fesselnden Darstellung auszeichnen, können wir hier des beschränkten Raumes wegen keine Proben liefern. Noch mehr aber als diese Schilderungen des Volkslebens innerhalb der Ringmauern Neapels haben uns die oft wahrhaft poetischen Skizzen zugesagt, in deren Rahmen der Verfasser die wunderbaren Naturscenen und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht haben, einfacht. Vor Allem ist es unter diesen die blaue Grotte von Capri, deren feenhafter Anblick ihn in eine wahrhaft dithyrambische Begeisterung versetzte, so daß wir ihre Beschreibung oder wenigstens die Hauptmomente derselben zum Schluß noch mittheilen wollen.

„Auch diese wunderbarste aller Höhlen“ — beginnt unser Reisender seine Schilderung — „mag den Alten bekannt gewesen seyn, da ein tiefer Gang aus ihrem Innern aufwärts in den Felsen führt, der wahrscheinlich mit den Gebäuden in Verbindung stand. Die Grotte ist nur bei gänzlicher Windstille zugänglich

und der Besuch derselben nur dann lohnend, wenn die Luft klar ist und voller, warmer Sonnenschein auf dem strahlenden Spiegel des Meeres liegt. Als wir in zwei kleinen Kähnen, von denen jeder nur vier Personen, zwei Passagiere und zwei Schiffer, fassen konnte, die große Marine der Insel verlassen und unter den kräftigen Ruderschlägen der gewandten Marinari der geheimnißvollen Grotte zusteuerten, säufelte zwar kein Windhauch über die spiegelnde Fläche, und doch konnte ich eines bänglichen Gefühles nicht ganz Herr werden, als ich das klatschende Aufspritzen der langen, tiefen, dunkelblauen Bogen an der ungeheuren senkrechten Felswand betrachtete, deren kahle Stien sich im duffigen Aether badete. Denn obgleich die offene See nicht die geringste Bewegung zeigte, hoben sich doch die Bogen in langen schweren Schlägen ellenhoch am Felsen der Insel, die tiefen Höhlungen nicht selten mit silbernem Gischt donnernd übersprudelnd. Dann und wann schoß in der Tiefe der kristallinen Bluthen, die hier, nach ihrer schwarzblauen Farbe zu schließen, unergründlich sind, ein Paßschiff an uns vorüber, deren es in Capri's Nähe viele giebt, weshalb Meerbäder nur mit Vorsicht zu nehmen sind. Eigenthümlich war der Anblick des Inselfelns. Es zeigte sich nämlich bei jeder Senkung der Fluth rund um die steile Wand, so weit das Auge sie überblicken konnte, ein mehrere Ellen breiter purpurrother Saum, der, wie ich mich bei größerer Annäherung überzeugte, aus der Menge von Korallen entsteht, mit denen die bodenlose Tiefe der Wasserfläche rings um die Insel bedeckt ist. — Nach etwa viertelstündiger Fahrt zeigte sich eine kleine halbrunde Oeffnung im Felsen, die von sprühendem Wellenschaum häufig ganz überdeckt ward und mir von den Schiffen als der Eingang zur Grotte bezeichnet wurde. Wir mußten uns flach niederlegen, um bei der Einfahrt an den Felsen nicht gestoßen zu werden. Vergleicht man die schmale Oeffnung mit dem gewaltigen Wellenschlage, der sie jeden Augenblick ganz mit Schaum anfüllt, so sieht die Sache ziemlich gefährlich aus. Die Schiffer, am Vordertheile des Rahnes stehend, halten sich am Felsen fest und warten den Moment ab, wo die Fluth sinkt. Ein schneller Druck gegen den Felsen, wobei sie sich zugleich auf die Kniee werfen und niederbücken, treibt das Fahrzeug durch die Oeffnung und schaukelt es ruhig in die sehr umfangreiche, hohe und tiefe Grotte.

Hier nun verdrängt augenblicklich das höchste Entzücken jegliche Bangigkeit, denn ein Anblick überrascht uns, der unbeschreiblich, ja ungläublich ist. Magisches Dunkel, anfangs von mattblauem Dunst durchglänzt, der mit jeder Sekunde heller, durchsichtiger, strahlender, glühender wird, erfüllt die Höhle ganz und überzieht Felsen, Meer und jeglichen Gegenstand mit phosphoreszirendem, weissem Glanze. Man glaubt in tiefblauem Feuer zu schwimmen, die sanften, glänzenden Flammen zu athmen, den feuerstrahlenden Aether zu fühlen. Wie aus blauen Schmetterlingsflügeln gebildet, wölbt sich über unseren Häuptern die phantastische Stalaktitengrotte. Eine Bewegung des Ruders im stillen Blau des Meeres erzeugt ein weißes Feuer, das in diamantenen Funken weit hin durch die leuchtenden Wellen sprüht. Bei längerem Verweilen vernimmt man aus der Tiefe der Grotte ein Säuseln und Tönen, das zu melodischen Lauten anschwillt und ein Zanbergesang der Nereiden zu seyn scheint. Plätschernd, klingend, murrend und wimmernd fallen von der hohen Wölbung einzelne Tropfen in die blauverschleierte Fluth; dann spritzen Funken auf aus dem Wasser oder blaubrennende Kreise werden sichtbar, als hoben sich aus dem Schoße des Meeres mythische Augen empor, um die Fremdlinge mit ihren wunderbaren Blicken zu bezaubern. Das melodische Rauschen des Meeres klingt dazwischen wie verfallende Töne einer gewaltigen, dröhnenden Aeolsharfe. Das Licht der blauen Grotte ist eine farbige Nacht, glanzgefüllt und doch nicht blendend, durch und durch Schatten, aber ein Schatten, in dem alle weichen und leuchtenden Töne des Lichts verhüllt sind. Alles in dieser Grotte ist wunderbar und phantastisch, wie eine mythische Welt voll tiefstimmiger Harmonie von Farbe, Licht, Melodie und Schatten. Der Eindruck ist so überwältigend, daß man sich keine Rechenschaft geben kann über die Entstehung dieses eigenthümlichen Lichtreflexes. Dringt man tief ein in die Grotte, so erscheint die Oeffnung der Höhle ganz weiß, wie eine Scheibe weißen Feuers; verhüllt die spritzende Woge die Oeffnung, so wird das Blau der Höhle eher glänzender als matter. Der Körper eines Menschen, der sich in die Fluth stürzt, nimmt ebenfalls dieselbe blaue Farbe an. Blauer schwärzlicher Dufthüllt Belebtes und Lebloses ein, und je länger man in der Grotte weilt, desto durchsichtiger und strahlender wird die Fluth. Die blaue Grotte Capri's ist das schönste Märchen der Schöpfung."

Wir verlassen hier unseren Reisenden, indem wir unsere Leser, die uns und ihm bis hierher gefolgt sind, dringend einladen, die ganze Reise mit dem Verfasser noch einmal zu machen, mit ihm den Besuch zu bestaunen, Periklanum und Pompeji zu besuchen und die Abruzzen zu durchwandern. Nach den mitgetheilten Proben werden sie schon erkannt haben, daß das Lob, welches wir oben dem Verfasser zollten, wohl verdient ist, und daß sein Werk werth ist, von Anfang an bis zu Ende gelesen zu werden. Wir können ihnen einen eben so reichen als heiteren Genuß daraus versprechen.

China.

Fortune's Wanderungen in China. *)

III. Namo. — Amoy. — Tschusan. — Ningpo.

Eine Insel, wie die beschriebene, vermochte unseren Reisenden um so weniger lange zu fesseln, als sie auch für seine Wissenschaft nur geringe Ausbeute dar-

bot. Er zögerte daher nicht, sie zu verlassen, und eilte, den letzten Hauch des Süd-Passatwindes benutzend, gen Norden. Er stieg in Namo, einer kleinen, auf dem halben Wege zwischen Hong-Kong und Amoy liegenden Insel, die auch als einer der Stationsplätze bekannt ist, von wo der Opium-Schleichhandel im größten Maßstabe betrieben wird, zuerst ans Land. Ich war damals — erzählt er — noch ganz erfüllt von den Vorstellungen, die man sich in England von der Unverletzlichkeit des himmlischen Reiches macht. Ich glaubte also, daß, wenn ich auch mein Auge im Lande der Blumen auf diesem oder jenem Punkte weiden dürfe, es doch den Füßen eines Barbaren nicht gestattet sey, einen so heiligen Boden zu profaniren. Groß war daher mein Erstaunen und meine Genüthung, als ich wahrnahm, wie die Capitaine unseres Klippers in voller Sicherheit das Eiland nach allen Richtungen durchstrichen, ja daß sie selbst Wege angelegt und ein kleines Haus erbaut hatten, wo sie allabendlich zusammenkamen. Nicht minder hatten sie Ställe für ihre kleinen chinesischen Pferde, auf denen sie ihre Ausflüge in das Innere der Insel machten, errichtet; kurz, sie schienen völlig die Herren des Ortes zu seyn und hatten sich über ihr Verhältniß zu den Eingebornen durchaus nicht zu beschweren. Einige Hundert Chinesen, die sich daselbst niedergelassen, haben nebst Wohnungen, die sie für sich selber erbaut, einen Basar zur Verproviantirung der Schiffe eingerichtet, wobei es einem Europäer sonderbar vorkommt, daß, wenn beim Umsetzen der Passatwinde, die Schiffe ihren Ankerplatz ändern, auch Einwohner, Häuser und Basar den Ort ändern und sich — immer den Schiffen gegenüber — am Ufer niederlassen. Einige Monate vor meiner Ankunft hatten die chinesischen Behörden bei Sir Henry Pottinger, damaligem Gouverneur von Hong-Kong, Beschwerde über die Umrupationen der Europäer in Namo geführt. Sie behaupteten mit einem Anschein von Recht, daß die Fremden, ganz dem geschlossenen Vertrage zuwider, Namo zu einem zweiten Hong-Kong machten. Sir Henry erkannte das Unrecht seiner Landsleute, warf aber den chinesischen Behörden vor, daß sie die Verletzung des Vertrages nicht früher gerügt hätten; er verlangte endlich sechs Monat Zeit für die Engländer, damit sie Alles weg schaffen könnten, was man ihnen auf die Insel zu bringen gestattet hatte. Dazwischen willigten die Chinesen.

Nun aber kommt erst das eigentlich Interessante bei diesem Vorfall, dasjenige, woraus sich der Charakter der chinesischen Geschäftsmänner entnehmen läßt. Als ich im Oktober 1845 nach Namo zurückkehrte, erkundigte ich mich nach dem weiteren Verlauf der ganzen Angelegenheit und erfuhr, daß zuvörderst einige Höflichkeitbeweise und einige Flaschen Kirchbranntwein den braven Admiral *) dergestalt geschmeichelt hätten, daß, als man auf das eigentliche Geschäft gekommen sey, er von den englischen Capitainen nur einige Zugeständnisse begehrte, damit seiner Regulirung kein Eintrag geschehe. So hatte er von ihnen begehrte, sie möchten ihr Haus niederreißen lassen, ihnen aber zugleich versprochen, daß ihre Ställe unverfehrt und ihre Ausflüge in die Insel, wie früher, ungestört bleiben sollten. Er gab sogar zu verstehen, daß er sich später dem Bau eines neuen Hauses nicht widersetzen werde. Diese Bedingungen waren zu vernünftig, um nicht angenommen zu werden, und so wurde dann ein schwülstiger Rapport nach Peking expedirt, der da verkündigte, daß die Barbaren von der Insel vertrieben und ihre Häuser dem Erdboden gleich gemacht worden seyen. So betreibt man in China die Geschäfte, und so berichtet man darüber.

Wenn man Namo verläßt und an der Küste entlang gegen Norden steuert, sieht man nur nackte Felsen; von Zeit zu Zeit bemerkt man auch kleine Sandhügel, welche, wenn die Witterung stürmisch ist, der Wind zu Staubwolken aufwirbelt und sie mit sich führt. Es ist ein trauriger Anblick. Amoy, eine Stadt dritten Ranges, hat 7—8 Meilen im Umfange und ist sehr bevölkert. Zugleich ist sie eine der schmutzigsten Städte, die ich in China und sonst gesehen habe, schmutziger sogar als Sang-Kai, was viel sagen will. Die Einwohner sind arm; man sieht eine Menge von Blinden, Krüppeln, Bettlern und Leuten, die an ekelhaften Hautkrankheiten leiden. Dennoch liefert Amoy dem chinesischen Reich die besten Seeleute. Seitdem es den Fremden geöffnet ist, haben mehrere in Hong-Kong etablirte Handelshäuser hier Kommanditen errichtet, doch wurden bis jetzt wenig bedeutende Geschäfte gemacht, wenn man die in Opium ausnimmt, von welchem täglich ungefähr für 1000 Pfd. verkauft wird.

Ich benutzte meinen Aufenthalt zu Ausflügen ins Innere des Landes, wobei ich zugleich meinen botanischen Forschungen nachging. Zuweilen traf ich bei diesen meinen Ausflügen auf kleine Städte und Dörfer, die ich fast immer durchzog, ohne daß mir die Einwohner etwas zu Leide gethan hätten. Sie zeigten sich zwar neugierig und schienen zuweilen misstrauisch, in der Regel aber benahmen sie sich höflich und verbindlich. Eines Tages durchstreich ich eine Reihe von Hügeln, wohin, glaube ich, noch nie ein Europäer den Fuß gesetzt hatte. Es war ein schöner Tag; die Leute aber auf dem Felde machten mir kein so gutes Gesicht, als ich es gewohnt war, ohne daß ich jedoch die Ursache errathen konnte. Endlich sammelten sie sich um mich, mir jene, Allen, die in China reisten, so wohlbekannten Worte zuschreiend: Wyloe fokei, Wyloe sampon fokei! Geht, Freund, geht in Euer Schiff. Die Erfahrung hatte mich aber gelehrt, daß man von diesem Geschrei gar keine Notiz nehmen und den Leuten dreist entgegen treten muß. Das schien anfangs auch zum Ziel zu führen, und nach einem kurzen Gespräch waren wir die besten Freunde. Die Kinder suchten mir Pflanzen, und die Greise boten mir höflich ihre Pfeifen an; als ich aber den nach ihrem Dorfe führenden Weg einschlug, so ergriff sie die Unruhe von neuem, und sie schrien abermals: Wyloe sampon fokei. Ich lehrte mich nicht daran; nun deuteten sie auf den Himmel, der sehr voller

*) Vgl. Nr. 95 u. 99 des Magazins.

*) Dieser Admiral schloß an der Spitze der chinesischen Behörden gestanden zu haben.

Wolken war, und prophezeiten mir einen Regenguss; ich aber ging immer meines Weges weiter. Endlich schickten sie die Kinder ab, um das Dorf von meinem Nahen zu benachrichtigen, und ich fand, als ich meinen Einzug hielt, Alles, sogar Hunde und Schweine, zu meinem Empfange bereit. Indessen wußte ich das entstandene Mißtrauen bald zu beschwichtigen, und nachdem ich mich ein paar Minuten mit den Leuten unterhalten, dachten sie nicht mehr daran, mich zur Rückkehr zu nöthigen. Ein ehrwürdig aussehender Greis, der das Haupt des Dorfes zu seyn schien, brachte mir sogar Thee und Kuchen. Ich bedankte mich, und die Menge freute sich, als sie mich essen sah. „Er ist wie unser einer“, sagte der Eine. „Aber seht doch“, sagte plötzlich ein Anderer, „er hat keinen Zopf.“ Augenblicklich betrachtete nun Alles meinen Rücken, um sich der ungläublichen Thatsache zu vergewissern. Ein junger Mensch, eine Art Stutzer, pflanzte sich hierauf vor mich hin, nahm den Turban, den die Leute von Ho-Kien tragen, ab und sagte, indem er mit einer Miene des Triumphes seinen prächtigen Zopf über seine Schulter warf: „Sieh Dir den an!“ Ich machte ihm mein Kompliment und versprach ihm, daß, wenn er mir erlauben wollte, ihm seinen Zopf abzuschneiden, ich denselben zu seinem ewigen Andenken tragen wolle. Der Vorschlag schien ihm nicht ganz zuzusagen, und er schnitt ein so sonderbares Gesicht, daß die Anderen anfangen, ihn zu verhöhnen.

Auch in Amoy war Herrn Fortune's Aufenthalt nur kurz; er fand daselbst eben so wenig wie in Hong-Kong besonderen Stoff für seine Studien und schiffte sich daher auf einer Golette, die zum Opiumhandel benützt wurde, nach Tschusan ein. Er mußte auf derselben einen jener fürchterlichen Stürme aushalten, die in den chinesischen Meeren so viel Unheil anrichten, hatte aber auch die Gelegenheit, in den Buchten von Chinoo und Chingew zwei der sogenannten Stationen des Opium-Schleichhandels zu besuchen. Ueberall auf dieser Reise zeigte ihm die Küste jenen trostlosen Anblick der nackten Hügel, welche die südlichen Provinzen des „Landes der Blumen“ charakterisiren. Die Einwohner fand er ganz so roh, wie der Ruf die Leute von Ho-Kien schildert; er wurde geplündert und mißhandelt. Nicht minder ward er Zeuge eines Gefechtes, das sich die Bewohner zweier benachbarten, mit einander verfeindeten Dörfer lieferten — etwas, was sich nur allzu häufig ereignen soll. Eine Anekdote, die einen traurigen Begriff von dem politischen und administrativen Zustand dieser Provinzen giebt, lassen wir ihn selber berichten.

Eines Tages — sagt Herr Fortune — erzählte mir ein Klipper-Capitain, kamen Opium-Kaufleute an Bord meines Schiffes und ersuchten mich, ihnen einige Flinten zu leihen, wogegen sie mir mehrere Silberbarren als Pfand anboten, die bedeutend mehr werth waren, als die zu verleihenden Gegenstände. Sie versprachen dabei, mir die Gewehre in einigen Tagen wieder zurückzustellen. Ich fragte sie, wozu sie die Waffen, die sie begehrten, brauchen wollten, und sie antworteten mir, daß sie binnen kurzem die zur Eintreibung der Steuern beauftragten Mandarinen und Beamten bei sich erwarteten; sie hätten jedoch keine Lust, die Steuern zu erteilen. Uebrigens, meinten sie, bräuchten sie höchstens vier oder fünf Gewehre. Ich gab sie ihnen. Als sie sie mir nach einigen Tagen zurückbrachten, fragte ich sie, ob sie ihren Zweck erreicht hätten. O, gewiß, antworteten sie; die Mandarinen haben Herzengeld geben und eilig über die Berge zurückkehren müssen.

Im Monat November 1845 — erzählt Herr Fortune weiter — langte ich endlich in Tschusan an. Während wir die Inseln durchschifften, aus denen der Archipel besteht, zu dem es gehört, wurde ich bezaubert durch die Verwandlung in dem Anblick des Landes. Die Berge zeigten überall Spuren der Kultur oder waren wenigstens mit einer lachenden Vegetation bedeckt. Tschusan selbst ist eine schöne große Insel und erinnert mit seinem Gemisch von Höhen und Thälern oft an das schottische Hochland. Die bedeutendste Stadt auf Tschusan ist Ling-Hai. Sie ist, wenn man sie mit einem der fünf den Fremden gegenwärtig geöffneten Hafen vergleicht, nur klein zu nennen, da der Umfang ihrer Mauern nicht über 3 Meilen beträgt und die Vorstädte nur unbedeutend sind. Die Bewohner des umliegenden Landes sind ein ruhiges, friedliches Geschlecht und zeichnen sich zu ihrem Vortheil vor ihren Landsleuten im Süden aus. Sie gewöhnten sich mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit während der englischen Occupation an die Sitten der Europäer, deren sämmtlichen Bedürfnisse ihr Handelsgeist bald zu genügen wußte. Die Engländer hatten sich kaum festgesetzt, so konnten sie schon auf englische Weise gebackenes Brod, ja ganz fertige Kleider kaufen. An Schneidern besonders war kein Mangel, und es scheint, daß diese viel Geld verdient haben müssen, obgleich sie sehr billig arbeiteten. Zu gleicher Zeit entstanden eine Menge von Buden, in denen Götzenbilder aus Bambus oder Stein, Parfümerien, Geschirre von Bronze, fabelhafte Thiergebilde, Porzellan und gemaltes Papier von allen Sorten zum Verkaufe ausstanden. In anderen Buden lagen Seidenstoffe zu weit billigeren Preisen, als sie in Canton zu haben sind, aus.

Die Krämer von Ling-Hai glaubten, daß sie sich, um gute Geschäfte zu machen, englische Namen beilegen mußten, und es war, wenn man durch die Gassen spazierte, unterhaltend zu sehen, welcher Art die Namen waren, die sie, ohne Zweifel auf den Rath von Matrosen und Soldaten, gewählt hatten. Eben so waren die guten Leute sehr begierig, sich Certifikate über die Trefflichkeit ihrer Waaren zu verschaffen. Einige dieser Zeugnisse, die ich gesehen, waren im allerlächerlichsten Stil geschrieben. Indes waren die guten Chinesen nie ganz darüber zu beruhigen, was sie eigentlich an ihren Certifikaten hatten, denn man hatte sie damit allzu oft mystifizirt. Auch fragten sie alle ihre Kunden: Was sagt dieses Papier? Ist es etwas Gutes? In der Regel lautete die

Antwort: Ja wohl, mein Freund, aber eine kleine Veränderung könnte nichts schaden. Der brave Chinese holte nun eine Feder oder Bleistift hervor, die Veränderung wurde gemacht, und man kann sich denken, daß die Sache so nur noch toller wurde als sie schon war.

Fast alle Chinesen, die, wenn auch nur auf eine sehr kurze Zeit, mit Engländern in Berührung gekommen sind, fangen einige englische Worte auf, und da sie eben so ein paar Worte Portugiesisch, Malayisch, Bengalisch verstehen, so machen sie aus dem Allen einen solchen Mischmasch, ein solches Kauderwälsch, daß es dem geschicktesten Philologen schwer fallen müßte, diese Sprache in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen. Das Beste aber ist, daß sie reines Englisch zu reden wähnen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß es in Canton Chinesen giebt, die das Englische nicht nur richtig sprechen, sondern auch schreiben.

Von Tschusan, wo er reiche Ausbeute für seine Wissenschaft und Gelegenheit hatte, eine Menge von Beobachtungen anzustellen, begab sich unser Reisender nach kurzem Aufenthalt — wir haben oben gesagt, weshalb er sich an keinem Orte lange aufhalten durfte — nach Ringpo, wo er im Herbst 1843 ankam.

Die Stadt — sagt er — ist groß und liegt auf dem Festland, beinahe genau westlich von Tschusan, in einer Entfernung von ungefähr 12 Meilen vom Meere. Zwei Flüsse, die sich hier vereinigen, bilden unter ihren Mauern einen für Dschonken und Schiffe vom größten Tonnengehalte fahrbaren Strom. Die Stadt selbst ist von hohen Mauern, deren Ausdehnung eine Strecke von ungefähr 3 Meilen beträgt, umgeben und hat zwei oder drei schöne Straßen, die in der That breiter und schöner sind, als ich sie in irgend einer anderen chinesischen Stadt gesehen habe. Ein in der Mitte der Stadt stehender, ungefähr 120 Fuß hoher Thurm gewährt eine, so weit das Auge reicht, unbegrenzte Aussicht über Stadt und Umgegend. Dieser Thurm — eine Pagode — heißt Dien-soong-tah, d. h. der Tempel der himmlischen Binde; er ist schon sehr alt und zerfällt nachgerade in Trümmer. So oft ich ihn besuchte, waren die Priester des Tempels, in dessen Hofe der Thurm steht, — es waren Buddhisten — bei der Hand, mir mit Thee und Kuchen aufzuwarten. Dafür ist es denn gebräuchlich, ihnen eine Kleinigkeit an Geld zu geben.

Bei meiner ersten Reise nach Ringpo war daselbst noch kein englischer Consul, und ich besand mich daher wegen meines Unterkommens in großer Verlegenheit. Ich ließ meinen Bedienten in meinem Schiffe zurück und stieg ans Land, um mich umzusehen. Bald sah ich mich von einer Menge von Chinesen umringt und von einigen Gassenbuben angedröckelt, deren Moralität zwar durch die Berührung mit unseren Truppen während des Krieges wenig gewonnen hatte, die aber glücklicherweise einige Worte Englisch verstanden und mir dadurch wichtige Dienste leisten konnten. Sie sagten mir, daß ein „Mann mit rothem Haar“ bereits in der Stadt wohne, und führten mich zu seiner Wohnung. Als ich ankam, ward ich angenehm überrascht, einen alten Bekannten zu finden. Es war ein Arzt und Missionar aus Amerika; er hatte die vollständig chinesische Tracht, mit Einschluß des Zopfes sogar, angenommen, aber ich muß gestehen, daß sie ihn sehr sonderbar kleidete. Er war übrigens ein ganz vortrefflicher Mensch, und ich schlug mein Quartier in demselben Hause auf. Er empfing Tag für Tag die Besuche einer Menge von Menschen, die ihn um Rath fragten, und ich muß ihm zu seiner Ehre nachsagen, daß er sich in seinen beiden Functionen gleich eifrig bezeugte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Öffentliche Bibliotheken in Rußland. Die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg, die seit 1816 dem Publikum zur Benutzung steht, darf als ein wichtiges Hülfsmittel für wissenschaftliche Forschungen, besonders im archäologischen Fache, betrachtet werden; doch sind mehrere Uebelstände damit verbunden, deren Beseitigung im Interesse der Wissenschaft zu wünschen wäre. Sehr fühlbar ist der Mangel eines vollständigen Katalogs, woran man erst jetzt, nachdem das Institut bereits 30 Jahre bestanden hat, zu arbeiten anfängt; ferner ist die klassische Literatur der neueren Zeit sehr ungenügend vertreten; dazu kommt endlich der Umstand, daß nur an wenigen Wochentagen die Bibliothek vom Publikum benützt werden kann, während die Zeiten, in welchen sie demselben verschlossen ist, sehr beträchtlich sind. Sie bestand im Anfang dieses Jahres aus 416,018 Bänden, während sich die Zahl der Handschriften auf 20,630 belief. Die Menge der zum Besuch derselben ausgeheilten Karten betrug im vorigen Jahre 639, eine Zahl, die im Verhältniß zu der großen Bevölkerung der Stadt — der vielen temporären Fremden nicht zu gedenken — auffallend gering ist. Allein die mangelhafte Verfassung der Bibliothek trägt viel dazu bei.

Die öffentlichen Bibliotheken in den Gouvernements- und Kreisstädten belaufen sich auf 45, welche durch Beiträge von Privatpersonen gestiftet sind und erhalten werden. Das Rumjanzov'sche Museum in Petersburg, von dem verstorbenen Kanzler Rumjanzov gestiftet, wird, aus gleichen Gründen, noch weniger als die Bibliothek besucht. Die vielen Reparaturen und Ferien sind die Ursache, daß es einen großen Theil des Jahres dem Publikum unzugänglich ist. Die Zahl der Besuchenden war im vorigen Jahre 177. Das Museum enthält 32,208 Bände, 389 geographische Karten und Atlanten, 4620 Kupferstiche und Gemälde und 943 Handschriften.